

Wäscherei und Effektenkammer.

Eine nicht neben dem Krematorium.

Vielleicht absichtlich. Hier müsste auch

den sanitätsbedingten 35 die Öligen auf-

gehen. Seit Jahren hatten sie erzählt

dass die Amerikaner keine Rück-

sicht auf die Häftlinge nähmen. Hin-

war der klare Beweis. Hätten die

Gefangenen bei Alarm ins Lager

gehen dürfen, wäre niemand was

passiert.

Inkassen waren sie im Keller an-

gekommene. Die ganze Kammerkammer

lag schon voll Vermüllte, Loh

und Herbeide. Das müsste noch

stündlich überkommen. Ich fahre

an die Reihe kam. Er sah schon

im Geiste wie sie ihm im Lichten

Keller auf den Thüren warfen.

Die Mauer mit schwarzen Blau

stift auf die Brust geschrieben. Da
sah er still neben sich den Lucan.
Burger „Gandy“ vorübergehen. Er nickte,
rief so gut er konnte und nicklich
Gandy merkte es. Er kam hinzu
und sah die lebende Leiche an.
Dann erfaßte er die Tragebühre und
mit Hilfe der Hochländer Aug er Johnny
trotz Protest der anderen als erster
in den Tomraum des Operations-
saal. Hier war ein Wimmern und
klagen obz in empfindlicher
Mensch gar nicht hätte zutragen
können. Johnny störte das nicht.
Er sprach vor sich hin ab ob er
gar nicht zu ihnen gehöre. Trotzdem
hatte Gandy einen russischen Arzt
mit dem er befreundet war herbei
gebracht der sich seiner annahm.
Im Operationsaal besah er sich die

73
Wunde, schnitt die zerrissenen Fleisch-
stücken mit der Schere ab, zog Knochen-
splitter und den meisten Dreck aus
der Wunde heraus um dann ohne
auszuwaschen einen Verband an-
zulegen. Er redete von Amputation
und verglichen. Dagegen wehrte
Johnny sich energisch. Unter keinem
Umstande wollte er ein Bein
verlieren. Dann lieber sterben.
Jetzt brachten sie ihn in den
Krankensaal und legten ihn
ins Bett. Wie glücklich fühlte er
sich als er seinen Kopf auf den
harten Stosack legen durfte. Ein
Gefühl der Wärme und der Geborgen-
heit überkam ihn. Niemals hätte
er besser in einem weichen Sattel-
bettchen liegen können. Er glaubte
schon daß es ihm besser ginge.

Bald fiel er in einen tiefen Schlaf
bis in die Nacht hinein.

Im Operationsaal herrschte während
der Zeit Hochbetrieb. Hunderte von
Verletzten warteten auf ärztliche Hilfe,
Amputationen von Armen und
Beinen wurden am laufenden
Band gemacht. Im ganzen Lager war
kein Tropfen Wasser. Die Leitung
war vollständig zerstört. Kein Arzt
und kein Pfleger konnte die Hände
waschen. Die Instrumente waren
nicht steril. Gute Sachen kamen. Un-
menschliche Zustände herrschten.
Alle Betten waren längst belegt
und noch immer wartete eine ganze
Menge auf Hilfe. Frisch operierte
wurden hinaus auf den Rasen
getragen und mussten die Nacht
eingemickelt in eine Decke, im Freien

74
verbringen. Ein junger Franzose von
etwa achtzehn Jahren der den linken
Fuß amputiert hatte, verbrachte einen
Tag und eine Nacht nach der Opera-
tion draußen verbringen. Wie durch ein
Wunder kam er mit dem Leben davon.
Wie konnte auf diese Art und Weise
jemand gerettet werden. Es mag ja
auch niemand eine Verantwortung. Der
54 Arzt unterschrieb die Entenschein ohne
nach der Ursache zu fragen. Wieviel von
diesen Mätken bei normalen Umständen
oben gerettet werden müssen? Wieviel
Familien Mätken sich glücklich nieder-
finden können? Doch niemand dachte
daran. Die Gesetze im Lager waren
zu hart.

Gegen zwölf Uhr in der Nacht betrat
der Lagerführer Schubert den Kranken-
saal. Die sonst so brutalen und

eröffneten Augen sahen heute ganz
anders aus. Ja, für einige Sekunden
hatte er sogar ein freundliches Wort.
Was nun geschah? Wie war das möglich?
Am andern morgen erfuhren sie das
Geheimnis. Eine schwere Sprengbombe
war in dem 55 Luftschutzkeller gefallen
und hatte seine Frau und die drei
Kinder getötet. Dieser Verbrecher, der
tausende von Menschen kaltblütig
hingemordet hatte, tausende Familien
unglücklich gemacht hatte, dessen
Sadismus und Brutalität keine
Grenzen kennt. Jetzt ward er nicht
als es die eigne Haut traf. Niemand
bekehrte ihn. Heimliche Schanden
spende fühlte ein jeder in sich.
Wie gerne gönneten sie ihm sein Un-
glück. Hatte er es doch hundertfach
verdient. Auch ein Auszubringer Landes.

verwundet der als 55 dienste furchtlos dabei
den sterben. Heldeutwol.

Vom den Luxemburger im Lager war
leider einer tot geblieben. Franz hatte
eine kleine Quetschung und Neckel
eine Kopfverwundung. Alle anderen waren
mit dem Schrecken abgekommen.

Am nächsten Tag wurde Franz ge-
röntgt und erhielt einen Gipsver-
band über die Knochen mehrmals
gesplittert waren. Die Wunde wurde
jeden zweiten Tag neu verbunden.

Er fühlte jetzt furchtbare Schmerzen.
Jeden Tag neu verbunden wurde
zog der Arzt noch Knochensplittter und
Eiterschmutz heraus. Es war unmög-
lich dass die Wunde heilen konnte
da sie nicht einmal sauber aus-
gewaschen werden nur.

So vergingen zehn Tage. Viele waren

schon gestorben. Johnny ging es noch nicht
besser. Er aß wenig, sah blaß aus und
durch den schweren Blutverlust heilte
es nicht. Gaudy, Josy und Mackel arbeiteten
im Revier und bemühten sich sehr mit
ihm. Auch die anderen Luxemburger
boten ihr möglichstes um ihm zu helfen.
Sie brachten ihm die Feinstnacktchen
die sehr zufriedenstellend waren. Aber
Johnny hörte nicht zu. Er interessierte
sich nicht mehr dafür. Er dachte dazu
er bald in der Welt des Friedens und
der Freude sei.

Heute sagt Josy mir jeden Abend bei
ihm am Bett und erzählte. Johnny
redete mir immer sehr wenig, beklagte
sich jedoch, daß er seine Kiefer schlecht
bewegen könne. Josy erschrock, verab-
schiedete sich kurz und ging. Einige
Minuten später war der Arzt, der

Pfleger, Gaudhy und Jay wieder zur
Stelle. Mit ernstem Mienen untersuch-
ten sie ihn und stellten fest daß
es Starkwumpf sei. Johnny mußte
nicht was das bedeuete und machte
sich keine Sorgen. Die anderen aber
hiefen durcheinander und sprachen
nur im Flüster-ton. Der Arzt wollte
keine Spritzen machen da er einsah
daß alles unnötig sei. Gaudhy aber
protestierte und verlangte daß
das letzte versucht werden müsse.

Als sein protestieren nichts half dachte
er dem Arzt, der ja selber ein Gefangener
war, mit dem Cook. Cooks aus
Angst, weil Gaudhy nicht
wackelte, machte er schließlich die
vorhandenen Spritzen gegen diese
furchtbare Krankheit.

Schon nach den ersten Einspritzungen

ward es Jehuy besser. Er spürte kein
Schmerzen mehr. Das Serum hatte den
Körper wie gelähmt. Es war ihm
jetzt so wohl. Er spürte ein erlösendes
und geborgenes Gefühl in sich.

Seit zehn Tagen hatte er nicht mehr
ordentlich geschlafen. Wie wohl tat
ihm die Ruhe heute nacht. Er
schief bis es heller Tag war.

Doch jetzt konnte er sich kaum noch
bewegen. Blind und schwach fühlte
er sich, kaum fähig noch noch
zu denken. Er erinnerte sich all-
mählich daß es Sonntag war.

Bilder aus Kindertagen gaukelten
vor ihm. Er sah sich mit der Mutter
zur Kirche gehen. Ein vermühtiges
Lächeln kam ihm über seine
blauen Lippen. Unwillkürlich zuckte
er zusammen wenn seine Augen

77
schließlich die geringe Wirksamkeit
widersahen. Wie eben! Kein
tröstender Blick der Mutter konnte
ihn hier treffen. Kein freundliches
Wort des Vaters konnte ihn hier
ermuntern. Er hörte nicht das heiteren
Lachen seiner Geschwister wie ebendamals
wenn er krank war. Neben ihm
lagen Russen, Polen und Tschechen
mit denen er nicht einmal reden
konnte. Sie alle sahen Jähny schon
auf dem Leichenhaufen.

Gegen mittag schlief er wieder etwas
ein. Im Traum sah er dann Jozef
wie er ihm mit trüben Augen
klar machte, daß er sterben
müßte. Der Arzt hätte alle Mittel
versucht die ihm zur Verfügung
standen und hätte ihm sein
nicht zu retten. So unglaublich es

und schien das Josy dies Nachricht
bringe, in seinem Elend merkte Jochen
gar nicht beim aufwachen das es
dies alles nur geträumt habe sondern
glaubte es fest. Er selbst hatte sich
schon seinem Schicksal ergeben
aber es kamen ihm doch sonderbare
Gedanken. Was mögen Vater und Mutter
sagen wenn alle andern, vielleicht
in Büchel nach Hause zurück kehren
und diese traurige Nachricht mit-
bringen. All ihre Hoffnungen seit
drei Jahren auf ein frohes Wieder-
sehen sollten auf einmal zus-
sammen brechen. Darum überlegte er
wieder das schließlich ein jeder
sterben müßte. Aber hier, in diesem
Elend, unter den traurigsten Um-
ständen wie man selbst einem
Tiere es nicht wünsche. Wären doch

48
doch wenigstens einige Luxembg.
Kameraden hier, daß ich ihnen
einen letzten Gruß mit nach Hause
sende." Er wollte schreien, sie rufen
Aber der Starbkrampf hatte seinen
Körper stark gelähmt, daß er den
Mund nicht öffnen konnte. Vor
ihm stieg das Krematorium auf.
Staubte male hatte er gesehen wie
es rauchte, wie die Flamme gegen
Himmel schlugen wenn „viel Arbeit
war.“ Jetzt sollte es bald für ihn
rauchen. Niemals sollten seine
Eltern je ein Grab von ihm wissen.
Sobald die Tür aufging zückte er
zusammen. Er dachte die Leichen-
träger können ihn ^{schon} ~~noch~~ abholen.
„Ach, daß sie mich doch wenigstens
hier ausscheiden lassen und nicht
noch lebend auf dem Leichenhaufen

bringen. So hatte sich Johnny auf
das Schlimmste vorbereitet und seine
Seele dem lieben Gott empfohlen als
der Arzt seinen Besuch abhielt. Johnny
gab ihm zu verstehen, daß er wisse
daß er sterben müsse. Der Arzt sah
ihn erstaunt an und merkte daß
seine Nerven überaus gespannt waren.
Er überredete Johnny daß seine Krank-
heit nicht so schlimm sei und aus-
sterben gar nicht zu denken wäre.
Schließlich glaubte er ihm und seit
dieser Stunde hat er nie mehr aus-
sterben gedacht trotzdem der Arzt
baldigst alle Hoffnung auf gegeben hatte.
Zehn Tage vergingen ohne daß eine
Besserung eintrat. Jeden zweiten
Tag untersuchte der Arzt seine
Wunden. Johnny regte sich nicht.
Er spürte keinen Schmerz mehr.